**Schriftleitung und Verwaltung:**
IX., Pellkangasse 4.
Unmarkirte Briefe werden nicht angenommen, Handschriften nicht zurückgegeben.

**Ankündigungsstelle: I., Wollzeile 21.**
Insertionspreis nach Tarif. Auch übernehmen Aufträge für uns zu Originalpreisen alle soliden Ankündigungsstellen des In- und Auslandes. Für Frankreich, England, Belgien und Holland ausschließlich nur die Comp. générale de P. H. John F. Jones & Co. in Paris.

**Bezugspreise für Wien:**
Im Hauptverlage, I., Wollzeile 21: Die tägl. ersch. Morgen- und Abendausgabe: Ganzj. fl. 18.—, viertelj. fl. 4.50, monatl. fl. 1.50. Mit tägl. zweimal. Zustellung in's Haus per Monat 30 kr. mehr. Einzeln: Morgenblatt 4 kr., Abendblatt 3 kr. Für Inland: Die tägl. ersch. Morgen- und Abendausgabe mit tägl. einmal. Postsendung: Ganzj. fl. 24, viertelj. fl. 6, mit zweimal. tägl. Postsend.: Ganzj. fl. 28, viertelj. fl. 7.

(Sonntags-Ausgabe.)

# Deutsche Zeitung.

**Bezugspreise für das Ausland:**
Vierteljährig: Bei uns für Deutschland und Serbien 7 fl. 60 kr., für alle übrigen Staaten von Europa und Nordamerika 9 fl. 10 kr. Außerdem bei den Postämtern und Zeitungs-Expeditionen in Deutschland 11 M. 10 Pf., Schweiz 20 Fr. 40 Ct., Rumänien, Serbien und Bulgarien 16 Fr. 75 Ct., Rußland St. Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Riga u. Wilna 5 Rub. 65 Kop., in den anderen Städten 6 Rub. 15 Kop., Türkei 5 fl. 97 kr., Griechenland 7 fl., Egypten 6 fl. 60 kr., Alexandrien 5 fl. 97 kr., für Italien: C. E. Gollegno in Mailand, Florenz u. Rom (nur Löscher & Co. in Rom) 28 Fr. 50 Ct.; Frankreich: bei der Agence Havas in Paris, 34 Rue Notre Dame des Victoires, 29 Fr. 50 Ct.; England: bei A. Siegle, 30 Lime Street, 24 Sh.; daselbst für die engl. Colonien mit Zuschlag des engl. Portos; Nordamerika: bei E. Steiger, 25 Park Place in New-York, 6 Doll. 40 Cts. in Gold.

Für die an Austräger, Verschleißer etc. bezahlten Beträge leisten wir keine Bürgschaft.

**Nr. 7705.** Wien, Sonntag, 11. Juni. **1893.**

**Die nächste Nummer unseres Blattes erscheint am Montag Nachmittags zur gewöhnlichen Stunde.**

**Auf Seite 5 des heutigen Blattes befindet sich „Eine, die's versteht" von Vincenz Chiavacci.**

**Der Roman „Glänzendes Elend" von Hans Hopfen befindet sich auf Seite 13 des heutigen Blattes.**

**Die dieswöchentliche Sonntags-Beilage konnte in Folge von Umständen, die sich unserer Beeinflussung entzogen, nicht fertiggestellt werden und wird unserem Morgenblatte vom Dienstag den 13. Juni beigeschlossen werden.**

## Wien und die politische Krise.

Wien, 10. Juni.

Der Reichsrath ist nicht versammelt, und darum ist die politische Krise, in welcher sich unleugbar zur Zeit unser Staatswesen befindet, eine latente, nicht in parlamentarischen Fiebererscheinungen an den Tag tretende Krankheit. Dessenungeachtet besteht sie, muß und wird ihre Lösung finden, so oder so. Die Regierung steht seit dem vorzeitigen Schluß des böhmischen Landtages mit ihrer aus Halbheiten und Schwankungen zusammengesetzten Politik vor einer Mauer, die ihr die Fortsetzung des bisherigen, Niemanden befriedigenden und Niemandem imponirenden Weges unmöglich macht. Sie rechnet im Augenblicke mit der Gnadenfrist der Parlamentsferien, in Kurzem aber wird sie sich vor die unausweichliche Nothwendigkeit gestellt sehen, entscheidende Beschlüsse zu fassen. Die Tschechen haben aus der Art, wie seit anderthalb Jahrzehnten der Staat Oesterreich geführt wurde, mit kecker Hand zugreifend die logische Schlußfolgerung gezogen und begehren mit einem rauhen Entweder — Oder die endliche Einschwenkung zum föderalistischen Staatsrechte. Die Deutschen, wenigstens jene in Böhmen, sind auch nicht von Pappe, und verlangen endlich ein ehrliches Farbebekennen, ob man die österreichische Staatsgewalt dem staatszerreißerischen Slaventhum zur Verfügung stellen will oder den Muth findet, in achtunggebietenden Thatsachen einen starken österreichischen Willen zu zeigen. Noch erweist sich zur Stunde die Regierung im Banne jener feudalen Partei, welche anfangs in Herrschaft, aber nun schon lange in Unterthänigkeit eine schier untrennbare Verbindung mit den deutschfeindlichen Nationalitäten aufrechthält.

Wie sehr diese dem föderalistischen Staatsrechte zutreibende Richtung im Widerspruche steht mit allen Voraussetzungen und Lebensbedingungen des österreichischen Staates, hat heute Abends einer der Führer der Deutschen, der Präsident des Abgeordnetenhauses, in einer Rede zu Olmütz an der Hand geschichtlicher Entwicklung und politischer Erwägung neuerdings nachgewiesen. Man wird in weiten Kreisen, vielleicht sogar in jenen der Regierung selbst, sich wundern über die überaus gemäßigte, abgeklärte, jedes agitatorische Wörtchen vermeidende Fassung, welche Freiherr v. Chlumecky seiner ernsten Warnung vor den Zielen, denen man sichtlich zutreibt, zu geben vermocht hat. Es sollte offenbar keine Rede nach unten, sondern lediglich eine solche nach oben sein, und möglicherweise findet sie eine Stelle, wo der darin enthaltene Same der Erkenntniß spät, aber doch haften bleibt. Das enthebt jedoch die deutsche Bevölkerung nicht der loyalen Pflicht, über ihre wachsende Verstimmung, über ihre tiefe Beunruhigung, über ihre volle Erkenntniß der Sachlage und über die Ungeduld ihrer Forderung nach endlicher Klarheit nirgends und an keiner Stelle einen Irrthum aufkommen zu lassen. In weiten Kreisen des deutschen Volkes in Oesterreich bereitet sich angesichts der Gestaltung, welche unsere öffentlichen Verhältnisse annehmen, eine tiefgreifende Gährung vor, und derjenige würde sich einer verhängnißvollen Selbsttäuschung hingeben, welcher, erschreckt und bezwungen von dem politischen und nationalen Temperamente der verhetzten Slaven, auch jetzt noch mit der politischen Lammsgeduld und der nationalen Gleichgiltigkeit der Deutschen rechnen wollte. Es wird etwas Anderes an deren Stelle treten, etwas, was gleichfalls als ein politischer Factor für die von der Regierung zu fassenden Beschlüsse sich geltend machen wird.

Dazu bedarf es wahrlich, da es sich nicht um Angriff, sondern um Vertheidigung handelt, keiner Verhetzung, keiner Aufwiegelung, die vorhandenen Ursachen bringen naturnothwendig ihre Wirkungen hervor. Eine Ausnahme davon macht freilich bisher die Reichshauptstadt Wien — eine fast unbegreifliche Ausnahme. Wenn auch örtlich abseits liegend vom Boden des Augenblicksstreites, so gibt es doch kaum eine zweite Stelle im weiten Oesterreich, welche von einem unglücklichen Ausgange der jetzigen politischen Krise tiefer und folgenreicher betroffen würde, als gerade die Hauptstadt des Reiches. Wie viel von dem wirthschaftlichen Ungemache, unter welchem Wien heute schon seufzt, ist zurückzuführen auf das Sinken seiner Bedeutung als Mittelpunkt des Reiches! Wie sehr hat nach dieser Richtung schon das bisherige politische System gewirkt, aus welchem alle Bestrebungen auf Schwächung des Reichszusammenhanges, auf Lockerung der Staatseinheit Nutzen und Förderung gezogen haben! Käme es wirklich zu einer ernsten Schwenkung des Systems zu Gunsten dieser Richtungen, dann ist auf lange hinaus das weitere Sinken Wiens nicht etwa blos in seiner politischen Bedeutung sondern auch in seiner wirthschaftlichen Kraft besiegelt. Die große Masse der hier angesammelten Bevölkerung würde dann der gesunden Bedingungen zur Lebenshaltung noch mehr verlustig werden, und der Kampf ums Dasein würde für jeden Einzelnen noch doppelt und dreifach erschwert sein. Das ist so klar, daß es fast arithmetisch zu berechnen ist.

Unbegreiflich — wir wiederholen es — unbegreiflich erscheint uns daher die Gleichgiltigkeit, mit welcher die politischen Kreise der Hauptstadt noch immer den Verlauf der jetzigen politischen Krise begleiten, von deren Ausgang so unendlich viel für die Zukunft Wiens abhängt. Und selbst wenn diese Gleichgiltigkeit nur eine äußerliche Erscheinung sein sollte, indem die vorhandene Empfindung nur nicht zum offenkundigen Ausdrucke gelangt, so wäre auch das eine Unbegreiflichkeit. Denn in solchen entscheidungsschwangeren Zeiten müssen Alle, die von der Entscheidung Segen oder Unheil zu erwarten haben, sich und ihre Interessen zur Geltung zu bringen suchen, müssen die Kraft und Bedeutung, die ihnen innewohnt, die Rücksicht, die man ihrem Schicksale zu zollen verpflichtet und gezwungen ist, in die Wagschale der Entscheidung werfen. Und darum ist es der Trieb der Selbsterhaltung, welcher Wien zwingen müßte, endlich sichtbar Stellung zu nehmen zur politischen Krise.

## Der Antisemitismus.

**Ein internationales Interview.**

Von **Hermann Bahr.**

17.

**Paris**, im Mai.

### Alfred Naquet.

Ehemaliger Senator, Abgeordneter des Seine-Departements.*)

Ich habe die französische Reihe meines Interviews mit Alfred Naquet begonnen, weil ich vor allem mich selber, um die Anderen dann desto wissentlicher, geschickter zu erforschen, rasch über den Stand der Frage in Frankreich unterrichten wollte, wie sie auf jeder Seite erscheint, für die Freunde und für die Gegner. Das konnte deutlicher, gründlicher und gerechter Keiner, als der kleine Jude und große Führer jener Boulangisten, welche vor allen anderen Parteien die antisemitischen Schlager in die Menge trieben. Er durfte mir nicht mit den Phrasen der guten Liberalen kommen, welche die Bewegung, die ihnen nicht paßt, einfach leugnen möchten, und durfte doch auch, ohne heikle Fragen von mir zu gewärtigen, die Hetze nicht billigen, sondern er mußte mir ehrlich die Meinung des Volkes berichten, die herrscht. Ein bischen war es wohl auch meine alte neugierige Neigung des Psychologen für den sehr bizarren Denker, der immer mit dem rabulistischesten Verstande die zartesten Sachen des Gefühles vertheidigt hat. Und es regte sich schließlich das dramatische Gemüth, weil jeder Autor den Vater des „Divorce" mit Dank verehren muß, der dem Vaudeville so viele neue Wendungen und Formen erschlossen hat ...

Er hat mich für eine frühe Morgenstunde bestellt, weil er heute Paris verläßt, um eine Weile den Süden zu suchen. Schmucke Bonnen mit den weißen Häubchen gehen nach dem Markte. In den Läden wird gescheuert. Mädchen trotten trällernd heim, Nelken im Rosenmund und noch wie eine süße Erinnerung der Nacht, wie einen letzten Kuß um die müden Lippen. So wandere ich, über die Oper weg, gen Batignolles, wo die vielen Straßen der fremden Städte sind, die Rue de Berlin, de Londres, d'Amsterdam, d'Athènes.

Rue de Moscou, 44. Ganz oben im fünften Stocke des hageren, schweigsamen Hauses. Ich werde in ein schmales, helles, stilles Gemach geführt: sein Bildniß von Alphonse Hirsch, welches die seltsame Mischung von Schmerz und Verstand in den gepeinigten Zügen zeigt, viele Bücher und schwere Lehnstühle, Pölster, Chaiselongues rings, die dem Zimmer eine leise Kränklichkeit geben, wie von Einem, der für sich sinnen und einsam von Leiden ausruhen möchte.

Er ist klein, verwachsen und gebeugt. Die Härte des jähen und gewaltsamen Profiles, unter den glatten weißen Haaren, hinter dem krausen weißen Barte, wird durch die

*) Mit **Naquet** beginnen wir die französische Reihe unseres internationalen Interviews über den Antisemitismus. Sie bringt: **Jules Simon, Anatole Leroy-Beaulieu, Alphonse Daudet, F. Magnard, Arthur Meyer, Charles Morice, Cluseret, Madame Séverine** und **Henri Rochefort**. Dann folgen die Spanier: **Manuel Ruy Zorilla** und **Alejandro Sawa**; die Engländer: **Charles Dilke, Labouchère, Sidney Whiteman, Balfour, Mead** und **Annie Besant**; der Führer der Iren **Timothy Healy** und die Belgier **Paul Janson** und **Buls**, der Bürgermeister von Brüssel.

## Bei Papa Mascagni.

Livorno, 6. Juni.

Wir Deutschen grübeln gerne über den Ursprung der Dinge; lassen uns nicht genügen an der Erscheinung, sondern forschen: von wannen sie gekommen, wieso sie geworden und warum sie so gestaltet ist, wie sie sich uns darstellt.

Es ist dann auch mehr als bloße Neugierde, wenn wir den schaffenden Künstler in seiner häuslichen Umgebung aufsuchen, um ihn, der in seinem Kunstfache ein Stück Uebermensch scheint, dort zu belauschen, wo er uns durch das allgemein Menschliche näher gerückt, leichter begreiflich wird.

Noch entschuldbarer ist es, den Ursprungsort des Künstlers aufzusuchen, die Stätte seiner Entwicklung, seiner Jugend, das Elternhaus, welches so oft entscheidend wirkte im Werdeprocesse des Talentes, ja selbst des Genies.

Es ist bezeichnend, daß jeder Deutsche, der Goethe kennt, auch von seiner Mutter weiß, und daß von allen bekannten Künstlerdramen [illegible] die „Heimat" von Sudermann im Verhältniß einer Künstlerin zu ihrem Heim einen tragischen Conflict sieht. „Adrienne Lecouvreur" ist von einem Franzosen, „Pagliacci" von einem Italiener. Der Deutsche sucht ein sinniges Bild vom Künstler, dem Romanen genügt ein sinnliches.

So oft der Weg mich an der Bäckerei des alten Mascagni in der Via San Francesco vorbeiführte, fühlte ich den Drang, ihn aufzusuchen, mit ihm über die erste Jugendzeit seines rasch berühmt gewordenen Sohnes zu plaudern, und wie der Entschluß zur That geworden, hatte er das Fabriciren von „Cornetti", „Pani" und „Galotte" aufgegeben und war in die Via Goldoni gezogen, wo der Sohn ein hübsches Häuschen angekauft hatte. „Palazzetto Mascagni" nennt es die Bevölkerung.

Dort drüben der Bäckerladen in der schmutzigen Straße, nahe dem ehemaligen Ghetto, hier das palastähnliche Familienhaus im feinsten Stadtviertel: dort ein mehliger Bäckergeselle, hier ein livrirter Diener an der Thür und Mascagni senior, der edle Bäckermeister von gestern, der aussieht, als ob er von jeher dazu bestimmt gewesen wäre, den Rentier zu spielen. All diese Gegensätze, hervorgerufen durch das Talent eines jungen Mannes, ja eigentlich durch eine einactige Oper, sie drängen sich mit solcher Macht auf, daß im ersten Augenblick kein rechtes Gespräch aufzukommen vermag.

Doch Mascagni Vater weiß, warum ich gekommen bin, und theilt freudig Alles mit, was Wissenswerthes über den kleinen Mascagni zu sagen ist.

Seine feurigen Augen funkeln noch lebhaft unter der Stirne, welche von weißem Haare begrenzt wird. Die Gestalt ist stattlich gerundet, wie dies seinem Gewerbe eigenthümlich. Obwohl ein hübscher Mann, sieht Pietro nicht ihm, sondern der Mutter ähnlich. „La passione per la musicha ch' era sempre nella famiglia" — „Passion für die Musik war stets in der Familie," erzählt er in seinem toscanisch angehauchten Italienisch. „Ich selbst blies die Flöte, die Trompete, spielte Violine und war bekannt wegen meines flotten Guitarrespieles."

Die Mutter, ebenfalls musikalisch, war früh verstorben und ließ den Mann als blutjungen Witwer mit drei Knaben zurück, deren zweitältester, Pietro, achteinhalb Jahre zählte. Ordnung und folgerichtiges Handeln konnte der Vater, in steter Arbeit bei seinem Gewerbe, den Knaben nicht beibringen, wie sich später zeigte, aber eine Stiefmutter wollte er ihnen auch nicht geben: „no volero tanto bene questi figlioli" — „ich war ihnen zu gut, diesen Söhnchen," meint er.

Als man Pietro im Alter von zehn Jahren auf den Chor von San Luigi als Sängerknabe nahm, da erwachte eine solche Lust zur Musik in ihm, daß er auch Clavierspielen lernen wollte.

Unter dem Schutze des älteren Bruders Francesco wagte er sich an den Vater mit der Bitte, er möge ein Clavier kaufen.

Keine Ausrede half dem nachgiebigen „Babbo" und kein Hinziehen, die beiden Knirpse hatten schon Alles vorbereitet. Sie wußten ein altes Instrument „fast umsonst", auch einen billigen Lehrer, und zur Geige, Flöte, Trompete und Guitarre gesellte sich ein ausgedientes Pianoforte.

Da hob ein Musikmachen an im Hause Mascagni, ganz schauderhaft für den Anfang.

Der Lehrer jedoch blieb oft vier bis fünf Stunden; „gezahlt habe ich ihm wenig genug", streut der alte Herr ein. Er schien also Vergnügen gefunden zu haben an den Mascagnis, und in wenigen Jahren galt Pietro für ein ausgesprochenes musikalisches Talent. Dabei studirte er fleißig am Gymnasium; fleißig, aber unregelmäßig. So war auch sein Benehmen und der Director Chiarini sah sich schließlich gezwungen, ihn mitten im Studienjahre zu entlassen. Als die „Cavalleria rusticana" preisgekrönt in Rom zur Aufführung kam, lud der Componist seinen alten Lehrer, dem er so viel Kummer bereitet hatte, ins Theater. Der alte Herr kam auch. Denn das ist das Bezeichnende bei Mascagni: schon als winziger Mensch wußte er sich in die Herzen der Leute zu stehlen, die ihm stets gut blieben, selbst wenn sie mit ihm nicht einverstanden sein konnten.

Nachdem die gelehrte Laufbahn abgeschnitten war, sandte man Pietro nach Mailand ans Conservatorium. Bei der Aufnahmsprüfung verblüffte er dadurch, daß er Alles, was die Commission von ihm hören wollte, auswendig spielte. Im Alter von fünfzehn Jahren erhielt er einen ersten Preis für die Composition eines Pater noster und Ave Maria in dieser Stadt. Der selige Ponchielli nahm lebhaftes Interesse an ihm; der Director Bazzini gewann ihn auch sehr lieb, und Pietro lohnte die Zuneigung damit, daß er das Studium vernachlässigte oder doch sehr selten in den Lehrsälen sich sehen ließ.

Dann verschwand er gänzlich aus Mailand und zog mit einer Operettengesellschaft zuerst nach Cremona und schließlich bis hinunter nach Neapel, wo es ihm erbärmlich genug zusammenging.

Als der tiefgekränkte Vater davon hörte, bat er ihn, heimzukommen, aber der Sohn schrieb: „Lasse mich meine Straße ziehen; ich habe ein bestimmtes Ziel, das ich zu erreichen hoffe, um dann auch das Glück der Familie zu begründen."

In dem Jünglinge, der sich inzwischen ein Weib genommen, gährte es mächtig, jeder Nerv drängte nach musikalischer Bethätigung, er wollte in Tönen hinausrufen, was er fühle und was er könne, aber der Broterwerb ließ ihm keine Muße zur Composition.